

## BUCHBESPRECHUNGEN

*Dirk Quadflieg, Frankfurt am Main*

**Thomas Khurana, Sinn und Gedächtnis. Die Zeitlichkeit des Sinns und die Figuren ihrer Reflexion. Paderborn: Wilhelm Fink 2007, 336 S., ISBN 3-770-54519-2, 34,90 €**

Die Historisierung des Denkens gehört, wie nicht zuletzt Michel Foucault immer wieder betont hat, zu den zentralen Kennzeichen des philosophischen Diskurses der Moderne. Damit ist jedoch weniger eine neue Aufmerksamkeit für die Geschichte gemeint, als vielmehr ein neuartiges Problembewusstsein für die zeitliche Verfasstheit der Begriffe des Denkens selbst. Welche Schwierigkeiten mit dieser Einsicht verbunden sind, zeigen unter anderem so unterschiedliche Ansätze von jene von Hegel, Nietzsche oder Heidegger. Denn sobald zugestanden wird, dass die aktuell verfügbaren Begriffe der philosophischen Reflexion ihrerseits einem wie immer auch zeitlichen Wandel unterliegen, wird die Frage nach den Bedingungen des Denkens tendenziell abgründig, weil sie sich nicht mehr durch einen Rekurs auf transzendente Schemata oder zeitlose Ideen endgültig beantworten lässt.

Diese Problematik der inneren Historizität des Denkens wird jedoch mit der „sprachtheoretischen Wende“ in weiten Bereichen der Philosophie des 20. Jahrhunderts zunächst entschärft. So gehört es etwa zu den einflussreichen Einsichten der strukturalen Linguistik, dass sich Sprache als synchrones System beschreiben lässt, und zwar unabhängig davon, ob sich die Bedeutung der Worte mit der Zeit verändert. Eine strukturale Analyse erlaubt es dann, Zeichen- oder Bedeutungssysteme allein aufgrund ihrer internen Differenzierungen zu verstehen. Mit ähnlicher Absicht suchen auch Vertreter der analytischen Philosophie nach einer elementaren Logik der Sprache, die den Wahrheitswert von beliebigen Aussagen über die Welt verbürgen kann. Gleichwohl ruft gerade diese Abkopplung der logischen Form bzw. reinen Struktur sprachlicher Sinnkonstitution von ihrer je historischen Erscheinungsweise erneut die Frage nach der Zeitlichkeit eben dieser logisch-strukturalen Ebene auf den Plan.

Vor dem Hintergrund dieser Problemlage lässt sich die Tragweite des Einsatzpunktes von Thomas Khuranas Studie „Sinn und Gedächtnis“ erfassen, die genau jene moderne Frage nach der Zeitlichkeit erneut an die Sprachphilosophie heranträgt. Innerhalb der neueren Sprach- und Bedeutungstheorie gibt es in der Tat nur wenige Positionen, die explizit von einer inneren Zeitlichkeit der Sinnkonstitution ausgehen und dies auch in aller Konsequenz ausarbeiten. Neben der von Jacques Derrida eingeführten Dekonstruktion wären hier etwa die Systemtheorie im Anschluss an Niklas Luhmanns und – mit Abstrichen – die Sprachspielanalyse des späten Wittgenstein zu nennen. Da sich aber bereits diese drei Richtungen schwerlich zu einer einheitlichen Traditionslinie zusammenfassen lassen, wählt Khurana keinen historischen Einstieg in das Problemfeld, sondern einen systematischen. Ausgehend von dem Befund, dass es ein wesentliches Merkmal von Bedeutung ist, wiederholbar zu sein, und dass jede Wiederholung an vergangene Verwendungen anknüpfen und zugleich zukünftige Anschlüsse offen halten muss, lässt sich thetisch auf eine innere Zeitlichkeit von Sinnbezügen schließen. Dasjenige aber, was in einer Wiederholung die Vergangenheit mit der Zukunft der Bedeutungseinheit verknüpft, lässt sich laut Khurana als Gedächtnis in einem nicht psychologischen Sinne verstehen. Die leitende Doppelthese seiner Studie lautet entsprechend: „Sinn ist gedächtnishaft,

und Gedächtnis ist nur richtig zu verstehen, wenn es von der zeitlichen Tiefenstruktur des Sinns aus expliziert wird.“ (7)

Gemäß dieser beiden Thesen gliedert sich die Untersuchung in zwei umfangreiche und dicht geschriebene Teile, die jeweils erneut in zwei größere Kapitel unterteilt sind. Obwohl sich der Argumentationsgang von der Ausgangsfrage nach der Zeitlichkeit des Sinns leiten lässt, orientiert sich Khurana in seiner Ausarbeitung an den Schriften der drei bereits genannten Autoren Derrida, Luhmann und Wittgenstein, wobei man sagen kann, dass die Dekonstruktion vor allem im zweiten Teil des Buches verstärkt die Funktion einer Referenztheorie übernimmt. Dennoch handelt es sich nicht um eine Arbeit über die drei Autoren. Khurana greift lediglich zur Erläuterung der von ihm systematisch entfalteten Argumentation auf einzelne Aspekte der drei Theoriebildungen zurück und verbindet sie geschickt zu einem konsistenten und eigenständigen Ganzen.

Besonders virtuos gelingt dies im ersten Teil des Buches, der sich mit der „Gedächtnishaftigkeit des Sinns“ beschäftigt und dazu vor allem auf Derrida und Luhmann rekurriert. Was aufgrund der unterschiedlichen Ausrichtung sowie der hermetischen Terminologie der beiden Denker auf den ersten Blick als schwieriges Unterfangen erscheinen mag, gerät hier zum Vorteil. Um sowohl Luhmanns Ausführungen über die zeitliche Verfasstheit von Sinnsystemen als auch Derridas differenztheoretisches Zeichenmodell in den Blick nehmen zu können, muss Khurana beiden Werken gegenüber gleichermaßen Distanz wahren und eine Ebene der begrifflichen Darstellung finden, in die sich beide einfügen lassen. So spricht Khurana beispielsweise nicht, wie in der Sprachphilosophie üblich, von Zeichen oder Sätzen als Trägern des Sinns, sondern durchweg von „sinnhaften Vollzügen“ oder „Praktiken“. Diese Reminiszenz an Luhmanns soziologische Beschreibung geht auf erhellende Weise mit den Überlegungen Derridas zusammen und macht zugleich unmissverständlich deutlich, dass Sinn an einen zeitlichen Verlauf gebunden ist und nicht als eine zeitlose ideale Bedeutung existiert, die durch ein Zeichen oder Satz repräsentiert würde.

Die These von der Zeitlichkeit sinnhafter Praktiken erschöpft sich jedoch nicht allein im Moment zeitlicher Ausdehnung eines Vollzugs. Sie muss, wie Khurana im ersten Kapitel zeigt, tiefer angesetzt werden. Sinn entsteht nur in einem Verweisungszusammenhang, in dem jedes Element auf ein Bündel von anderen Elementen verweist. Als bedeutendes ist das einzelne Element deshalb nie ganz und gar bei sich, es ist nie als eine reine Präsenz anwesend, sondern geht notwendig über sich selbst hinaus. Die differentiellen Bezüge aber, durch die sich Sinn überhaupt erst etablieren kann, müssen als fundamental zeitliche angesetzt werden, als selektive Bezugnahmen auf Vorangegangenes und potentiell Nachfolgendes.

Es gehört zu den Leistungen der vorliegenden Untersuchung, diese für die Dekonstruktion zentrale Figur der „différance“ mit Hilfe der Systemtheorie zu erläutern und weiterzuführen. Wenn sich nämlich jeder sinnhafte Vollzug nur in einer zeitlichen Differenz zu anderen Vollzügen sowie zu sich selbst bilden kann, muss erklärt werden, wie es überhaupt zu relativ stabilen Bedeutungen kommen kann – die es doch zweifellos gibt. Was innerhalb des Derrida'schen Denkens mit Hilfe des schwer greifbaren Konzepts der Spur beantwortet wird, lässt sich aus der Perspektive Luhmanns anschaulicher als „Anschlussfunktion“ beschreiben. Mit Anschluss ist eine Operation gemeint, in der jeweils spezifische Verweise aktualisiert und miteinander verkettet werden. Erst durch die spezifische Verkettung erhalten die darin einbegriffenen Momente ihren jeweiligen Sinn. Weil es aber stets mehrere Anschlussmöglichkeiten gibt, die nicht immer in gleicher Weise aktualisiert werden, eignet ihnen, wie Khurana sich ausdrückt, eine gewisse Ereignishaftigkeit: Jeder sinnhafte Vollzug schließt als neue Differenz an eine bestehende Verkettung an und ermöglicht durch diese differentielle Fortsetzung sowohl eine Reihe von zukünfti-

gen Anschlüssen als auch eine rückwirkende Re-Interpretation der Kette. In den fortlaufenden zeitlichen Vor- und Rückgriffen etabliert sich so ein Horizont von Möglichkeiten, auf dessen Hintergrund der aktuelle Vollzug bestimmt werden kann. Sinnvollzüge zeichnen sich daher insgesamt durch eine „mitlaufende prozessuale Selbstreferenz“ (63) aus.

Es ist nun genau jener Horizontcharakter des Sinns, der eine relative Stabilität der Anschlüsse sicherstellt, ohne sie doch vollständig zu determinieren. Denn einerseits lässt sich die Vergangenheit nicht einfach rückgängig machen, sie insistiert (sofern sie nicht dem totalen Vergessen anheimgefallen ist) in der Gegenwart und formt einen entsprechenden Erwartungshorizont. Andererseits aber hält jeder ereignishaft Anschluss das Vorgegangene für eine Pluralität zukünftiger Anschlüsse offen und somit in einer Latenz. Diese Struktur des zeitlichen Verweisungszusammenhangs will Khurana als Gedächtnis verstehen, und zwar als „ein strukturelles Gedächtnis, das in der Form des Sinns überhaupt implizit ist“ (84).

Inwiefern die Annahme eines solchen Strukturgedächtnisses des Sinns sowohl die Bedingung für die Wiederholbarkeit von Bedeutungseinheiten darstellt als auch deren konstitutive Offenheit für selbstreferenzielle Re-Interpretationen berücksichtigen kann, legt Khurana im zweiten Kapitel seiner Arbeit anhand des Regelbegriffs aus Wittgensteins Sprachspielkonzeption dar. Laut Wittgenstein lassen sich die den Sprachspielen immanenten Regeln nur als institutionalisierte Praxis oder Gewohnheiten beschreiben, die sich in der wiederholten Anwendung verschieben können. Wie Khurana überzeugend nachweist, darf Wittgensteins Regelbegriff deshalb weder „platonistisch“ (im Sinne einer idealen und überzeitlichen Regel) noch „interpretationistisch“ (im Sinne einer beliebigen Ausdeutbarkeit) verkürzt werden. Als offene Anwendungsregel lässt sie sich eher Derridas Konzept der „Iterabilität“ annähern, das ebenfalls für ein Zusammenspiel von Differenz und Identität in jeder Wiederholung eines Zeichens einsteht.

Die Pointe von Khuranas Überblendung der beiden scheinbar disparaten Positionen besteht darin, dass der Regelbegriff es erlaubt, eine „basale Normativität“ in der Wiederholungsstruktur sinnhafter Praktiken aufzudecken (98). Die zuvor entfaltete zeitliche Prozessualität des Sinns kann insofern normativ genannt werden, als die Horizonte, in denen sich eine bestimmte Verkettung fortbewegt, nicht beliebig sind. Die Möglichkeiten, wie man beispielsweise auf die alltägliche Frage „Wie geht es Dir?“ antworten kann, ordnen sich entlang einer wertenden Unterscheidung von angemessen+/+unangemessen, placiert+/+deplaciert usw. Solche Wertungen, so Khuranas starke These, funktionieren jedoch nur in einer Praxis, d.h. sie bleiben relational auf andere vorhergehende und nachfolgende Vollzüge bezogen und sind somit selbst wesentlich zeitlich verfasst. Die der Praxis immanente Normativität ist sogar in einer besonderen Weise zeitlich konstituiert, weil sie als Regel „immer schon“ da sein muss, damit es überhaupt Sinnvollzüge geben kann. Ohne basale normative Regelungen wäre die Fortsetzung der Verkettung nicht nur beliebig, sie wäre indifferent und damit sinnlos. Wenn sie aber jedem Sinn als Bedingung vorausgeht, kommt die Normativität der Praxis aus einer eigentümlichen nichtlinearen Vergangenheit, die nie Gegenwart war, und kann entsprechend auch in der Gegenwart nie als solche anwesend sein. Paradoxe Weise ist es gerade dieser konstitutive Entzug, der die Regel unter den Anspruch einer zukünftigen Wiederholung stellt und den aktuellen Vollzug an eine ausstehende Zukunft bindet. Die zeitliche Struktur der normativen Praxis und der durch sie geregelten Sinnvollzüge lässt sich deshalb im Gegensatz zu einer chronologisch fortschreitenden Zeit als „anachron“ bezeichnen (143).

Im ersten Teils seiner Studie entwirft Khurana ein bemerkenswert komplexes Modell von der inneren Zeitlichkeit des Sinns, das einerseits die differenzielle, durch zeitliche Verweisungen organisierte Konstitution einzelner Sinnvollzüge berück-

sichtigen kann und das andererseits eine intrinsische normative Kraft der zeitlichen Vollzüge selbst in Anschlag bringt, die eine Wiederholbarkeit in der Differenz sicherstellt. Dass es sich hierbei um eine gedächtnishafte Struktur handelt, ist zumindest insoweit plausibel, als die stets mitlaufenden Wertungen, durch die ein Anschluss als gelungen, überraschend, unangemessen usw. bestimmt wird, selbst aus einer Vorvergangenheit stammen, die mit jedem Sinnvollzug aktualisiert und in diesem Sinne „erinnert“ werden müssen. Die Aufgabe des zweiten Teils der Arbeit besteht nun darin, ein solches implizites Strukturgedächtnis sprachlicher Sinnprozesse an Formen des expliziten Vergangenheitsbezugs nachzuweisen. Bei diesem Perspektivwechsel geht es Khurana jedoch nicht darum, das zuvor abstrakt entwickelte Modell konkret „anzuwenden“, vielmehr sollen konkrete Gedächtnisfiguren den Beleg für eine mögliche Selbstreflexivität der beschriebenen Sinnprozesse liefern.

Das dritte Kapitel widmet sich jedoch zunächst der grundlegenden Frage, wie sich die Vergangenheit überhaupt in ihrem Vergangensein erfassen lässt, ohne sie als bloße Modifikation einer Gegenwart zu denken. Interessanterweise greift Khurana zur Exposition dieses Problems auf eine Debatte über die „Realität der Vergangenheit“ zwischen Michael Dummett, John McDowell und Crispin Wright zurück. Insbesondere der von McDowell vertretene Standpunkt dient dabei als Beleg für ein Eigenrecht des Vergangenen, das sich, so Khurana, vor allem daran ablesen lässt, dass es „uns oftmals nur zugänglich wird im Modus der Unzugänglichkeit“ (204). Obwohl McDowell dieser Schlussfolgerung wahrscheinlich nicht zustimmen würde, ist damit ein Weg gewiesen, wie sich ein Vergangenheitsbezug denken lässt, der nicht in einer vollständigen Repräsentation des Vergangenen in der Gegenwart aufgeht. Da sich auch die Normativität sinnhafter Praktiken durch einen Entzug von Gegenwart auszeichnen soll, müsste sie sich folglich in solchen Gedächtnisakten reflektieren können, in denen der Entzug selbst zum Tragen kommt.

In Anlehnung an Derrida stellt Khurana dann im vierten Kapitel vier aporetische Gedächtnisfiguren vor, die auf paradigmatische Weise die prekäre Verfasstheit eines jeden Vergangenheitsbezugs zum Ausdruck bringen. So zeigt sich erstens am Paradigma der Aufzeichnung, dass jedes Bewahren des Vergangenen selektiv vorgehen muss und deshalb notwendigerweise mit einem Vergessen einhergeht. Das Datum oder die Datierbarkeit steht zweitens für ein verwickeltes Verhältnis von Besonderem und Allgemeinem, da ein singuläres Ereignis nur im Rahmen einer verallgemeinerten Ordnung wiederholt werden kann. Seine Einzigartigkeit deutet sich daher lediglich negativ, im Verlust oder Entzug an. Am Paradigma des (Erinnerungs-)Bildes wird drittens deutlich, dass die vergangenen und erinnerten Inhalte stets zwischen einer Unter- und einer Überdeterminierung oszillieren. Im Bild sind (wie auf einer Fotografie) einerseits lediglich Ausschnitte einer vergangenen Situation festgehalten, die andererseits durch spätere oder auch frühere Erinnerungen überlagert werden. Schließlich greift Khurana mit dem Phantom eine für Derrida besonders wichtige Gestalt der Wiederkehr des Vergangenen auf, in der ein entscheidender Zug der drei anderen Figuren zusammenfließt: Die Insistenz, mit der die Vergangenheit in ihrem Vergangensein wiederkehrt und die Gegenwart auf unheimliche, da nicht vollständig erfassbare Weise heimsucht, wird zur Chiffre für die Offenheit einer Zukunft, an die sich das Vergangene überantwortet.

Als Reflexionsfiguren der Zeitlichkeit des Sinns zeigen diese vier Formen des expliziten Gedächtnisses genau jene Struktur auf, die im ersten Teil der Studie für die normative Verkettung bedeutungsvoller Praktiken ausgearbeitet wurde. Reflexivität ist hier allerdings nicht so gemeint, als würde die Zeitstruktur des Sinns darin selbst thematisiert. Der Entzug der Gegenwart und die Anachronie der basalen Normativität können gar nicht „als solche“ zum Gegenstand eines objektivierenden Wissens werden, weil sie selbst die Voraussetzung und gleichsam der blinde Fleck jeder

## Buchbesprechungen

sinnvollen Äußerung sind. Infolgedessen hat die Einsicht in die aporetische Struktur des Gedächtnisses auch keinen unmittelbaren positiven Erkenntnisgewinn, sie verlangt eher nach einer bestimmten Haltung des Denkens, das eine Verantwortung für die Vergangenheit übernimmt, indem es diese für Zukünftiges offen hält. Entsprechend schließt die Abhandlung mit einigen skizzenhaften Überlegungen zu einem „Ethos des Gedächtnisses“ (271).

Auf die Gesamtheit der Studie bezogen scheint der Vorwurf nahezuliegen, Khurana könne aufgrund seiner zirkulären Doppelthese auch nur das in den betrachteten Formen des expliziten Gedächtnisses wiederfinden, was er zuvor bereits in seinen Ausführungen zur Gedächtnishaftigkeit des Sinns dort hineingelegt hätte. Ein solcher Vorwurf missversteht jedoch den zweiten Teil als gleichsam materielle Begründung der im ersten Teil vorgelegten systematischen Exposition. Das eigentlich starke Argument für die Kohärenz der von Khurana detailliert und kenntnisreich herausgearbeiteten Zeitlichkeit des Sinns liegt indes in der Weise des Zugangs selbst: Indem er unterschiedliche Autoren und ihre Schriften als Kronzeugen aufruft, sie in neuer und unerwarteter Weise kombiniert, aktualisiert er gleichsam ein Gedächtnis des Denkens, an dessen latentes Sinnpotential sich anknüpfen lässt. Das Buch handelt deshalb nicht nur von der Gedächtnishaftigkeit des Sinns, es setzt sie zugleich ins Werk und führt vor, dass jede Wiederholung vergangener Sinnverkettungen einen ereignishaften Charakter hat: Als Wiederholung steht sie notwendigerweise in Differenz zum Vorhergehenden und eröffnet auf diese Weise auch die Möglichkeit veränderter zukünftiger Anschlüsse. Es ist nicht zuletzt diese unthematische Selbstreferenzialität, die aus den anspruchsvollen bedeutungstheoretischen Untersuchungen von Thomas Khurana ein eminent philosophisches Buch machen.

*Dr. Dirk Quadflieg, Goethe-Universität Frankfurt am Main, Senckenberganlage 31, 60325 Frankfurt am Main, E-Mail: quadflieg@normativeorders.net.*